

Vom Wert und Unwert der Wissenschaft

Autor(en): **Häberlin, P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 3

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-131465>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Vom Wert und Unwert der Wissenschaft.

In den letzten Jahrzehnten hat derjenige Zweig menschlicher Tätigkeit, den wir Wissenschaft nennen, ganz auffallende Fortschritte gemacht. Nicht als ob frühere Epochen wissenschaftlich arm oder untätig gewesen wären; es ist vielleicht im 16. und 17. Jahrhundert relativ mehr geleistet worden als im 19. Aber in unsern Tagen macht sich der Fortschritt auch dem Laien, der großen Masse, ganz besonders bemerkbar, einmal weil dieser Fortschritt gegenwärtig sozusagen auf der ganzen Linie geschieht, — und dann besonders, weil unsere Zeit es in der praktischen Verwertung wissenschaftlicher Erkenntnis, in der Technik, außerordentlich weit gebracht hat.

Man darf sich nicht wundern, wenn in einer solchen Zeit drängenden, erfolgreichen Schaffens ein starkes Hochgefühl und Siegesbewußtsein in allen denen lebt, die als Mitarbeiter am großen Werk beteiligt sind. Speziell die Vertreter der technisch unmittelbar zu verwertenden Wissenschaften, sagen wir kurz: der Naturwissenschaften, — wer wird nicht verstehen, daß sie sich als die Herren der Zeit, als die Träger der Kultur, als die Säulen der Zukunft fühlen? Man müßte sich wundern, wenn es anders wäre. Wir stehen im Zeichen der Technik und der Maschine, der rasend schnellen und raffiniert künstlichen Produktion unserer Bedarfsobjekte. Diese Produktion ruht nun durchwegs auf Erkenntnissen aus dem Gebiete der Naturwissenschaft: was Wunder, daß die Mutter der Technik auf ihre Tochter stolz ist und daß sich ein starkes Selbstgefühl mit diesem Stolze mischt?

Allein das Selbstgefühl der heutigen Wissenschaft, speziell der Naturwissenschaft, hat doch auch seine bedenkliche Seite. Wie es denn auch unter einzelnen Menschen geht: wer sich selber hoch, vielleicht zu hoch, einschätzt, der vermag selten, Andern völlig gerecht zu werden; er unterschätzt oder verachtet sie besonders dann, wenn er sie nicht verstehen kann, weil sie seiner persönlichen Eigenart zu ferne

stehen. Genau so verhält es sich mit der Wissenschaft unserer Tage, vor allem mit der Naturwissenschaft, die sich ja mit Vorliebe die Wissenschaft nennt. Es wird sich lohnen, einmal in kurzen Zügen ihre Ansprüche zu untersuchen.

Der Wissenschaft, dem forschenden Menscheng Geist, ist eine große und schöne Aufgabe gestellt. Wir sind umgeben von einer Welt, welche uns Erfahrung über Erfahrung sozusagen von selbst darbietet. Aber alle diese Erfahrungen sind im Grunde Rätsel für uns, solange wir ihre Zusammenhänge unter einander, ihre Wurzeln und ihre Folgen nicht durchschauen. Gebt dem aufgeweckten Kinde eine Blechuh in die Hand. Es bestaunt ihr Ticken und die Bewegung der Zeiger. Dann versucht es, sie zu öffnen, um hinter das Geheimnis zu dringen. — Wir alle sind Kinder gegenüber der Welt: wir möchten wissen, was hinter den Vorgängen steckt, wie alles das zusammenhängt, was unsre Sinne uns zeigen. In diesem Triebe liegt, wenn wir von praktischen Motiven absehen, die Wurzel und zugleich die Aufgabe der Wissenschaft. Sie soll uns lehren, die Welt unsrer Erfahrung so umfassend wie möglich zu erkennen und zu verstehen. Daß aus solcher Erkenntnis, abgesehen von der intellektuellen Befriedigung des Forschertriebes, eminente Vorteile für unsre Lebensführung hervorgehen müssen, bedarf gewiß keiner weitem Begründung. Die Geschichte der Wissenschaft lehrt ja auch zur Genüge, ein wie gewaltiger Faktor sie in der Ausbildung menschlicher Lebensformen und Lebensbedingungen gewesen ist.

Nun erheben sich aber zwei Fragen, von deren Beantwortung unsre Schätzung der Wissenschaft durchaus abhängig sein muß. Einmal: Ist die Wissenschaft imstande — oder: wie weit ist sie imstande — uns eine vollkommene Erkenntnis zu vermitteln? Und ferner: Ist eine Erkenntnis, wie sie uns die Wissenschaft allenfalls geben kann —, ist sie alles oder ist sie doch das wichtigste, was wir brauchen? — Die erste der beiden Fragen ist nicht so ohne weiteres zu beantworten. Das liegt allerdings auf der Hand, daß gegenwärtig noch manche ihrer Probleme ungelöst sind. Noch sind wer weiß wie viele Tatsachen uns überhaupt nicht zugänglich. Noch harren tausend Beobachtungen ihrer wissenschaftlichen Erklärung. Noch sind wir in den brennendsten Fragen auf bloße Vermutungen angewiesen. Noch herrscht die Hypothese, — und solange Hypothesen nötig oder auch nur möglich sind, solange ist die Aufgabe der Wissenschaft nicht erfüllt. — Aber schreitet nicht diese Wissenschaft unaufhaltsam vorwärts? Hat sie nicht schon Schwierigkeiten überwunden, die unüberwindlich schienen? In der Tat: es sind Erkenntnisse gewonnen worden, die frühern Zeiten als reine Unmöglichkeiten vorkommen mußten. Und wir werden es ohne Zweifel auch in Zukunft erleben, daß dem Forschergeist Dinge sich erschließen, die heute noch vielen als ewige Geheimnisse gelten. — Dies alles ist zuzugeben. Ist es also vielleicht eine müßige Frage, die wir aufgestellt haben? Können wir überhaupt heute schon wissen, was die Forschung noch leisten wird und was sie andrerseits nicht wird leisten können?

Man könnte sagen, die Wissenschaft, so weit sie historisch ist und in der Vergangenheit forscht, — sei sie nun Naturgeschichte oder Menschengeschichte — sie könne die unübersehbare Menge verlornen Dokumente auf keinen Fall mehr ersetzen. Niemand könne uns, auch in aller Zukunft nicht, genaue Angaben über vorgeschichtliche Zeiten und Zustände in Natur und Menschheit vermitteln. Schon darum könne die Wissenschaft ihre Aufgabe nur in beschränktem Maße erfüllen. — Man könnte weiter, wenn man vom historischen Betriebe der Wissenschaft absieht, anführen, die Bemühungen der Forschung dürften schon am unendlich Großen und am unendlich Kleinen in der Welt scheitern; beides sei unserer Beobachtung doch wohl für immer verschlossen. — Allein ich möchte auf solche Einwände nicht großes Gewicht legen, wiewohl sie ein relatives Recht haben. Ich habe viel schwerere Bedenken gegen die Kompetenz menschlicher Forschung auf ihrem eigenen Gebiete. Sie entspringen aus dem Wesen dieser Forschung selber, oder besser: aus dem Wesen des Menschen; denn hinter jeder Forschung steht ein Mensch.

Man muß sich nur einmal überlegen, was alles Gegenstand der wissenschaftlichen Erforschung werden kann und was nicht. Die Wissenschaft geht stets von sinnensfälligen Tatsachen aus und hält sich stets nur an solche. Was nicht und unter keinen Umständen durch sinnliche Wahrnehmung konstatiert werden kann, ist kein Gegenstand der Wissenschaft. Aber nicht nur das. Sondern von allen durch die Sinne uns zum Bewußtsein gelangenden Tatsachen kann sich die Wissenschaft nur mit denjenigen befassen, welche Gemeingut aller normal veranlagten Menschen sind oder doch werden können. Es ist ja der Stolz der Wissenschaft, daß ihre Resultate der subjektiven Willkür oder dem bloß individuellen Geltungsbereich enthoben, daß sie allgemein gültig sind. Sollen sie dies aber sein, so ist klar, daß nur objektiv richtige, d. h. allgemein gültige Tatsachen sich zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung eignen. — In dem Gesagten liegt ein großer Vorzug der Wissenschaft: sie ist ein festgegründeter Bau, der sozusagen auf der ganzen Menschheit ruht. Aber es liegt darin auch eine Beschränkung. Denn die Wissenschaft, die ihre Allgemeingültigkeit und damit ihr Wesen beibehalten will, ist gezwungen, an den Grenzen der objektiven Erscheinungswelt Halt zu machen. Das wäre an sich noch kein Nachteil, — wenn unsere Fragen, unsere Probleme, unser Wissenstrieb dort auch Halt machen könnten. — Das können sie aber nicht; wenigstens nicht bei allen Menschen, und auch in der Menschheit als Ganzem nicht auf die Dauer. Einige Beispiele mögen dies illustrieren!

Wir wollen einmal annehmen, die Naturwissenschaft sei bereits am Ende ihrer Aufgabe angelangt. Keine Naturtatsache sei ihr mehr verborgen, alle Beziehungen, das ganze Netz von Ursache und Wirkung in der gegenständlichen Welt seien ihr offenbar. — Es gibt heute umfassende Natur- oder Welttheorien, welche dieses ideale Ziel gewissermaßen vorweggenommen, d. h. ein hypothetisches System

des gesamten Naturgeschehens aufgestellt haben. Ich erinnere z. B. an Herbert Spencers univervellen Evolutionismus, dessen Hauptzüge etwa folgende sind. Frage: Wie läßt sich ein umfassendes Weltbild aus den uns bekannten Tatsachen gewinnen, d. h. wie lassen sich die bekannten Tatsachen des Naturlebens (und eventuell des Seelenlebens) einheitlich erklären? Antwort: In allem Geschehen gibt es einen gemeinsamen Zug: ein Fortschreiten von einfachern, gleichmäßigeren zu komplizierteren und zugleich differenzierteren Verhältnissen. Dieser Fortgang ist die Entwicklung. Sie beherrscht als umfassendstes Naturgesetz alles Geschehen. — Allein sie ist selber wieder bedingt. Spencer führt verschiedene Ursachen der Entwicklung an, die aber alle auf eine Grundtatsache zurückgehen: Das „Fortbestehen der Kraft“, das nicht näher definiert oder erklärt werden könne.

Dieser in seiner Art großartige Versuch ist uns, wie andre, die mit ihm verwandt sind, eben deshalb wertvoll, weil er uns zeigt, was wir von der Wissenschaft und speziell der Naturwissenschaft zu erwarten haben und was nicht. Er bedeutet wenigstens in formaler Hinsicht eine Vorwegnahme des Endresultates der Wissenschaft überhaupt. Wenn die Wissenschaft an ihrem idealen Ziele angelangt sein wird, dann werden alle Tatsachen bekannt sein, und alle werden sofort in ihrem Zusammenhange begriffen werden. D. h.: sie werden alle von einer Grundtatsache abgeleitet, und ihr gegenseitiges Verhalten wird nach einer durchgehenden Regel, einem obersten „Gesetz“, erklärt werden können. Kurz: es wird, wie bei Spencer, eine Grundenergie gefunden sein, die nach einem Grundgesetze sich auswirkt.

Aber werden wir dann zufrieden sein? Wird dann unser Erkenntnistrieb sich schlafen legen, werden unsere Fragen aufhören? Doch wohl erst recht nicht. Wir werden weiter fragen, — nein, wir fragen jetzt schon: was ist das, Gesetz? Energie? Woher kommen sie und warum sind sie? — Und die Wissenschaft wird uns keine Auskunft mehr geben können. Sie ist in die tiefsten Tiefen der objektiven Welt eingedrungen, sie hat ihre Tatsachen erschöpfend erkannt und einheitlich erklärt. Mehr vermag sie nicht, mehr darf man von ihr nicht verlangen. Die Wissenschaft hat erreicht, was sie erreichen kann, sobald alle objektiv feststehenden Vorgänge auf einheitliche Weise erklärt, d. h. auf ein Grundprinzip zurückgeführt sind. Einen Grund dieses Prinzips selber zu finden, ist ihr nicht möglich. Wenn alles Geschehen von einer obersten „Ursache“ abhängt, einer Ursache, welche die Wissenschaft eben in jenem umfassendsten Prinzip gefunden hat, so ist klar, daß jene Ursache selber von nichts abhängig sein kann, was der Welt der allgemein gültigen Tatsachen angehört. Mit andern als allgemein gültigen Tatsachen aber kann die Wissenschaft, ihrem Wesen nach, nicht zu tun haben. Wollen wir also in das Geheimnis des Grundprinzips eindringen — und wir möchten es —, so wird Wissenschaft nicht mehr unsere Führerin sein können. So stehen wir Wissenschaft an der Grenze, angefeuert durch den bisherigen Erfolg, voll

Sehnsucht, das Rätsel zu ergründen. Aber es läßt sich nicht ergründen auf dem bisherigen Wege. Es bleibt für die Naturwissenschaft absolutes Rätsel.

Die Psychologie ihrerseits, in ihrer Vollendung gedacht, wird auf dem Gebiet der seelischen Tatsachen in ähnlicher Weise am Rande stehen. Sie wird den Verlauf des seelischen Lebens aus dem Walten eines Grundgesetzes (oder mehrerer) und aus einem grundlegenden, elementar-psychischen Vorgang oder einer „Energie“ ableiten. Aber weiter wird sie nicht kommen. Sie wird vor allem das innerste Wesen des „Seelischen“, seine letzten Gründe, ebensowenig eruieren können, wie die Naturwissenschaft Sinn und Wurzel der „Natur“. Wir haben damit nicht genug. Wir wollen mehr wissen; ein eminentes persönliches Interesse zwingt uns dazu. Es ist das Interesse an dem Kern unsrer Persönlichkeit, das Interesse, das uns die Frage aufdrängt: Woher kommen wir und wohin gehen wir? Wo liegen Grund und Ziel und Sinn unsrer Existenz? — Und zwischen den letzten Ergebnissen der Naturwissenschaft einerseits und der Seelenwissenschaft andererseits wird eine Kluft gähnen, die für uns zum neuen Problem wird: Wie hängen Natur und Seelenleben zusammen? Welches ist das Verhältnis von Leib und Seele, von Körper und Geist? Niemand, der die Aufgaben und die Arbeitsmöglichkeiten der Wissenschaft wirklich kennt, wird behaupten, diese Fragen könnten auf wissenschaftliche, d. h. theoretisch-allgemein-gültige Weise je gelöst werden. Wir aber wollen eine Lösung. Wir resignieren nicht, wie es der aus der Wissenschaft heraus entstandene und von ihr aus begreifliche „Positivismus“ tut, dessen Verzicht auf überwissenschaftliche Wahrheit stark an die Fabel vom Fuchs und den Trauben erinnert.

Wir haben die erste unsrer Fragen, — ob die Wissenschaft instande sei, oder wie weit sie instande sei, uns eine vollkommene Erkenntnis zu vermitteln — damit beantwortet. Bei aller Achtung vor ihren Leistungen und vor dem, was sie noch leisten wird: sie muß eine Grenze haben; das liegt in ihrem Wesen. Und unsere Probleme werden an jener Grenze nicht Halt machen. — Aber auch unsere zweite Frage — ob die mögliche wissenschaftliche Erkenntnis alles einschließe, was wir nötig haben — ist mit dem Gesagten schon zum Teil beantwortet. Goethe — Faust sagt: „Und sehe, daß wir nichts wissen können“, und fügt sofort bei: „Das will mir schier das Herz verbrennen“. Ja, das ist unsre Stimmung, wenn wir uns an's Ziel der Wissenschaft verjagt denken. Allein unsere Enttäuschung geht noch viel tiefer. Wir haben bis jetzt lediglich von den sozusagen theoretischen Unzulänglichkeiten der Wissenschaft gesprochen. Nun gibt es allerdings Menschen, die von solchen theoretischen Problemen, wie sie am Ende der Wissenschaft noch übrig bleiben, stark genug in Anspruch genommen, ja gequält werden. Aber es sind ihrer doch verhältnismäßig wenige, und man könnte sagen, für das theoretische Wissensbedürfnis der überwiegenden Mehrheit genügen die der Wissen-

schaft möglichen Erkenntnisse vollkommen. Meinetwegen, dieser Einwand gegen unsre Bedenken könnte sich noch zur Not hören lassen.

Aber wie steht es nun mit den praktischen Bedürfnissen der Menschheit; was bedeutet für sie die Wissenschaft? Zunächst unterliegt es keinem Zweifel, daß die Erkenntnis der natürlichen und der seelischen Tatsachen, nur schon soweit sie bis heute gediehen ist, für die Menschheit auch einen hohen praktischen Gewinn bedeutet. Die Wissenschaft weist der Technik im weitesten Sinn die Wege. Sie ist die Grundlage für all die Verbesserung und Veredlung der Lebensbedingungen, wie sie eine wahre Kultur bietet. Wir wollen es auch nicht ungerechterweise ihr zuschieben, wenn unsre heutige Kultur in mancher Beziehung eben keine wahre Kultur ist, wenn sie unser Leben hemmt statt ihm zur Entfaltung zu helfen, wenn sie uns Unheil bietet statt Glück, und Fluch statt Segen. Die Wissenschaft darf dafür nicht verantwortlich gemacht werden. Sie bietet in der Tat viel, viel Material für eine ächte Kultur. Und sie wird noch vielmehr bieten, wenn sie ihrem Ziele näher stehen wird als heutzutage. Allein sie wird niemals ausreichen zur Begründung dieser Kultur, zur Stillung der tiefsten und notwendigsten Lebensbedürfnisse. Denn diese Bedürfnisse sind ja nur zum Teil, vielleicht zum verhältnismäßig geringen Teil solche, die sich durch technisch verwertete Erkenntnis stillen lassen. Maschinen mögen uns immer bequemer und immer raffinierter die Gebrauchs- und Luxusgegenstände liefern; die Chemie mag unsre Lebensmittel müheloser und billiger schaffen helfen; Verkehrsmittel mögen den Raum überwinden und Zeit sparen helfen; die Heilkunde mag immer bessere sanitäre Verhältnisse schaffen, die Psychologie immer mehr die Behandlung gesunder und kranker Seelen, vor allem der Jugend, erleichtern: Das alles ist viel, aber es ist uns nicht genug.

Denn einmal: alle wissenschaftlichen Erkenntnisse dienen dem Mißbrauch ebenso sehr wie dem guten Gebrauch. Gerade unsre in mancher Hinsicht verfahrenere Kultur beweist dies drastisch genug. Man ist geradezu versucht zu fragen: hat uns bisher die Wissenschaft, trotz ihrer enormen und so gut verwertbaren Resultate, viel geholfen? Haben nicht die Menschen ihren Segen häufiger schlecht als gut angewendet? Ist unser Leben ein besseres und glücklicheres als das unsrer Vorfahren, die wissenschaftlich tief unter unsrer Zeit standen? Und man ist versucht, diese Frage angesichts der körperlichen und seelischen Mordtaten unsrer Kultur zu verneinen. Also jedenfalls: Wissen allein tut's nicht, und wüßten wir auch alles, was es für Menschen zu wissen gibt. Wir bedürfen mehr als nur Wissenschaft; wir bedürfen Charakter und sittliche Gesinnung. Wir bedürfen starke und gute Menschen, und die schafft uns Erkenntnis nicht, die schafft uns nur der gute Wille von Generationen.

Und wie steht's denn im Leben des Einzelnen? Gewiß: Wissen befriedigt, kann einen zu Zeiten glücklich machen. Aber wie viel mehr

bedürfen wir als die Zufriedenheit des Wissens! „Was soll ich tun?“ Diese Frage, sie kann zur Qual werden mitten unter den Schätzen der Erkenntnis. Und was hilft alles Wissen, wenn wir uns persönlich unzulänglich fühlen den Aufgaben gegenüber, die wir uns selber gestellt haben, — kurz unsrer Pflicht gegenüber? Was hat je Wissen vermocht gegen Schwäche, gegen „Sünde“, wie man jene Unzulänglichkeit wohl auch nennt? Kurz: Was hat alle Erkenntnis mit dem sittlichen Charakter zu tun, den wir am höchsten schätzen von allem, was unter Menschen möglich ist?

Uebrigens nicht nur in diesen innern Nöten, die mit Pflicht und Gewissen zusammenhängen, versagt in den wichtigsten Fällen der Wert der Erkenntnis. Auch unser äußeres Schicksal wird sie nie ganz in ihre Hand bekommen. Es wird Unglück und Tod geben, solange es Menschen gibt, weniger vielleicht als jetzt; — aber wer weiß es? Wir werden nach wie vor spüren, daß wir auch in dieser Beziehung nur Menschen sind, und unsere Ohnmacht wird uns nach wie vor quälen. Wir werden mit aller Erkenntnis nicht einmal unser äußeres Schicksal nach unserm Willen gestalten können, — noch viel weniger freilich das innerlich begründete Geschick: unsern Charakter und unsre Anlagen. Und Wissenschaft allein wird uns nie unzweideutig sagen, was gut und was böse ist. Denn wenn zwei Menschen gleich tief in die Wissenschaft eingedrungen sind, so kann nach wie vor der eine böse nennen, was der andre mit gutem Gewissen tut. —

Wir haben damit unsre Stellung zur Wissenschaft gewonnen. Wir bewundern sie und sind ihr dankbar. Aber wir wissen, daß sie ihre Schranken hat und daß wir mehr und auch viel anderes bedürfen, als was sie uns bieten kann. Mehr Erkenntnis möchten wir, und Herrschaft über das Schicksal möchten wir. Sind unsre Wünsche töricht? Gleichviel: sie sind da und sind bestimmend für uns. Die Beschränktheit unsrer Erkenntnis „will uns schier das Herz verbrennen“, unsre sittliche Unzulänglichkeit und die beschämende Ohnmacht gegenüber einer bösen Macht in unsrer Kultur machen uns schwer zu schaffen. Wahrlich: nur wer so glücklich oder so arm ist, dies alles nicht zu fühlen, — der mag auch in Zukunft die Wissenschaft allein preisen!

P. Häberlin.

Nachfolge Christi.

Dieser den Christen einst so teure Ausdruck ist heute ziemlich abgeblaßt und unklar. Vor Zeiten stellte er sehr bestimmte Anforderungen oder gab dem Christentum ein ganz bestimmtes sehr ernstes Gepräge.

Der Begriff ist auch nicht immer derselbe geblieben; er hat sich gewandelt mit der christlichen Lebensanschauung, mit der Anschauung von Christus.